

Irritation und Chance

Dreißig Jahre früher
wäre die Pandemie ganz
anders verlaufen:
Das Corona-Virus hat einen
enormen Digitalisierungsschub
ausgelöst.
Nun muss man darüber
nachdenken, was davon über
die Krisensituation
hinaus erhaltenswert ist.

Von **Christoph Neuberger**

70%

der Deutschen hatten zwischen
dem 21. und dem 27. März
keine privaten Treffen mit Freunden,
Verwandten oder Arbeitskollegen

Mannheimer Corona-Studie,
März 2020

In der Corona-Pandemie ist die eigene Wohnung zum Rückzugsort geworden. Weil das Leben weitergehen musste, erlebten wir einen Digitalisierungsschub, die Verlagerung des Alltags aus der Offline- in die Onlinewelt. Der Rechner mit Bildschirm und Kamera ist Kommunikationszentrale und Fenster zur Welt, weil sich dort seit dem Lockdown viel von dem abspielt, was ansonsten an unterschiedlichen Orten passiert: am Arbeitsplatz, in Klassenzimmern und Hörsälen, auf Ämtern und in Praxen, in fremden Wohnungen, in Parks oder Cafés.

Beschleunigung durch Krisen

Krisensituationen sind Bewährungsproben für neue Medien, die ihre besonderen Chancen und Risiken offenbaren. Sie setzen ein zeitlich verdichtetes Lernen in Gang und kanalisieren ihren weiteren Gebrauch. Gerade bei einem so formbaren Medium wie dem Internet gab es viele Schlüsselereignisse. Sie lieferten Erfahrungswerte beim Umgang mit dem Medium und lösten öffentliche Debatten aus. Nach den Terroranschlägen des 11. September 2001 beispielsweise kursierten viele Falschmeldungen und Gerüchte im Netz. Internet-Redaktionen waren überfordert, weil sie laufend aktualisieren sollten, ihnen aber der Überblick über das Geschehen fehlte. Nachrichten-Websites waren dem Ansturm der Nutzer nicht gewachsen und schalteten auf einen Notbetrieb um. Augenzeugenberichte und Kommentare in Blogs machten offensichtlich, dass sie die Medien ergänzen können.

Auch die Pandemie lieferte in diesem Frühjahr Anlässe zum Experimentieren und Reflektieren. Das Digitale ist gerade wegen seiner Einfachheit universell und vielfältig einsetzbar. Daher ist es auch so schwer zu fassen. Da alle Lebensbereiche auf längere Zeit betroffen sind, stellt sich an vielen Stellen die Frage, was von den neuen digitalen Verwendungsweisen über die Pandemie hinaus erhaltenswert sein wird. Sind Home-schooling und Homeoffice Modelle der Zukunft? Haben wir eine Aneignung „von unten“ erlebt oder eine wachsende Dominanz der großen Plattformen? Darf der Datenschutz auf Kosten der Gesundheitsfürsorge gehen (Stichwort „Corona-App“)?

Bemerkenswerter Digitalisierungsschub

Ein Blick in die Mediengeschichte zeigt, was den gegenwärtigen Digitalisierungsschub so bemerkenswert macht: Vor allem im 19. Jahrhundert kam es zu großen Durchbrüchen in der Mobilität und Kommunikation, also beim Transport von Menschen und Gütern (Eisenbahn, Dampfschiff, Automobil) sowie bei der Übermittlung von Nachrichten (Telegraf, Telefon, Massendruck). Technische Verbesserungen und der Ausbau der Infrastruktur machten Raum und Zeit scheinbar zu vernachlässigbaren Größen. Die maximale Entfernung war 1969 erreicht, als die erste Rakete mit Menschen an Bord den Mond erreichte – und zeitgleich ein Millionenpublikum weltweit das Ereignis auf dem Fernseh Bildschirm beobachtete. Angeblich war damals die Hälfte der existierenden TV-Apparate eingeschaltet.

Bislang gingen Mobilität und Kommunikation weitgehend Hand in Hand und steigerten sich wechselseitig, bis ein umfassendes globales Netzwerk entstanden war. Die Pandemie

führte aber zur Notwendigkeit, Mobilität und direkte Begegnung durch medial vermittelte Kommunikation zu ersetzen, um weiterhin Menschen über Distanzen hinweg zu verbinden. Ausgestorbene Verkehrsknotenpunkte wie Flughäfen und Bahnhöfe sind dafür ein beredtes Zeichen. Im Verlauf der Medientgeschichte lässt sich nicht nur ein Fortschritt in der Zeit- und Raumdimension, also eine Tempo- und Reichweitensteigerung erkennen, sondern auch eine immer größere Annäherung an die Präsenzsituation. Das Internet ist ein weiterer Schritt auf diesem Weg, weil es Partizipation, Interaktion und Multi-medialität verbessert hat. Das war auch die Voraussetzung für die rasche Verlagerung des Alltagslebens aus der Offline- in die Onlinewelt. Die Technik war ausgereift für diesen Notfall. Dreißig Jahre früher wäre Corona ganz anders verlaufen. Das gesellschaftliche Leben hätte sich nicht ins Digitale verschieben lassen, es wäre einsam geworden. Stattdessen, so schwärmte Hannes Vollmuth Ende Mai in der „Süddeutschen Zeitung“, erleben wir einen „Internet-Frühling“, der auch die Sicht auf das Internet verändert haben soll: Es sei nun „ein Problem-Löser statt -Bringer, ein Einsamkeits-Linderer statt -Verursacher. (...) Kein Ausflugsziel, sondern eine neue Heimat.“

Da mag gerade in der Frühphase der Krise etwas dran gewesen sein, als unbekümmertes Experimentieren und Improvisieren gefragt waren, auch in der Hochschullehre: Ein gewisser Mut zum Dilettantismus gehörte dazu, eine Vorlesung aufzuzeichnen, ohne professionelle Fernseh-Standards erfüllen zu können. Doch inzwischen müssen die Folgen dieses jüngsten Digitalisierungsschubs differenzierter bewertet werden.

Wie weit sollte also die Digitalisierung gehen? Nach wie vor gilt die Kommunikation unter Anwesenden als die ideale, ursprüngliche und authentische Form menschlichen Miteinanders. Abweichungen stehen unter dem Verdacht, dass sie verkümmerte Formen sind. Dies ist sicherlich ein zu pauschales Urteil, das die zusätzlichen medialen Möglichkeiten übersieht.

Zwischen Aufbruch und Irritation

Die Umstellung des Alltags führte zum Aufbrechen von Routinen und zu irritierenden Erlebnissen. Oft war an Details ablesbar, worin die Differenzen zwischen Offline- und Onlinewelt bestehen. So funktioniert in Video-Meetings der Blickkontakt nicht, dafür hat man sich immer selbst im Bild und kann seine Selbstdarstellung optimieren. Anekdoten darüber waren in den ersten Monaten der Pandemie ein beliebtes Gesprächsthema. Wenn fast alle Aktivitäten am gleichen Ort vereint sind, gehen Schwellen, Distanzen und Markierungen verloren, die sonst helfen, Situationen zu strukturieren. In Video-Meetings sieht man in fremde Wohnungen, staunt über den Geschmack von Kollegen oder bekommt unvermittelt Familienangehörige zu Gesicht. Dieser Kollaps der Kontexte ist nicht neu, sondern ein Prinzip

der sozialen Medien, in denen sich die Sphären mischen, was ein differenziertes Beziehungsmanagement erfordert.

Auch die Zeitplanung ändert sich im Homeoffice: Oft war bisher ein Ortswechsel für den nächsten Termin nötig – eine Fahrt mit der U-Bahn oder zumindest einige Schritte über den Flur. Online-Meetings sind dagegen oft eng durchgetaktet, das nächste ist nur einen Mausklick weit entfernt. Übergänge und Wartezeiten entfallen und damit die Atempausen für die Nach- und Vorbereitung, für Small Talk und zufällige Begegnungen. Zeitgewinne gehen auf Kosten der Entspannung und des Ungeregelten.

Die Demokratie ändert sich auch. Protestierende gegen die Corona-Maßnahmen sahen sich durch die Begrenzung des Demonstrationsrechts wesentlich in ihrer bürgerlichen Freiheit eingeschränkt (ohne dabei viel Rücksicht auf andere und deren

Gesundheit zu nehmen). Dass es erprobte Formen des Protests im Digitalen gibt, blieb ausgeblendet. Die Demonstrationen waren ein performativer Akt, mit dem gegen jene Regeln verstoßen wurde, die kritisiert werden sollten. Sie erinnern an die – aus heutiger Sicht absurden – Proteste gegen das Anlegen des Sicherheitsgurtes im Auto (nur dass es diesmal um die Sicherheit der anderen geht). Die Politisierung der Maske schuf einen kleinsten gemeinsamen Nenner, der für viele Lager anschlussfähig war.

Wenn sich Routinen auflösen, wird dies als Störung der gewohnten Ordnung wahrgenommen. Die Irritation, die davon ausgeht, ist aber zugleich eine Chance zum Weiterdenken. Dass sich der Horizont in der öffentlichen Debatte erweitert hat, hat auch – und recht banal – damit zu tun, dass in der Zwangspause mehr Zeit zum Nachdenken blieb. Zudem mussten Redaktionen Sendeplätze und Druckseiten füllen, weil Nachrichten aus Sport, Kultur und Unterhaltung ausblieben. „Corona“ war das beherrschende Thema – auch im Netz, wo sich auch radikale Positionen und Verschwörungstheorien ungefiltert Bahn brechen konnten. Daneben finden sich in den sozialen Medien aber auch die authentische Sicht der Krisenbetroffenen und die Debatten zu den großen Menschheitsfragen wie Klimawandel und Gerechtigkeit. Der Politikwissenschaftler Ivan Krastev bemerkte, die Pandemie „stärkt die Vorstellung, wenn nicht sogar die Tatsache, dass wir alle in derselben Welt leben.“

Prof. Dr. Christoph Neuberger

lehrt an der FU Berlin Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und ist Geschäftsführender Direktor des Weizenbaum-Instituts für die vernetzte Gesellschaft. Er forscht zum digitalen Wandel von Medien, Öffentlichkeit und Journalismus, ist Mitglied der BAdW sowie Co-Sprecher ihrer Ad-hoc-AG „Faktizität der Welt“.
